

(Nachdruck verboten.)

## Der letzte Tag eines Verurtheilten.

9) Von Victor Hugo.

Aus dem Französischen von Paul Linsemann.

Er fuhr fort:

„Was willst Du noch wissen? Meine Geschichte? Gut, höre. Ich bin der Sohn eines anständigen Kerls. Es ist nur schade, daß der Henker eines Tages sich die Mühe gegeben hat, ihm seine Halsbinde zu fest zuzuschneiden. Es war zur Zeit, als durch die Gnade Gottes noch der Galgen herrschte. Mit sechs Jahren hatte ich weder Vater noch Mutter; im Sommer schlug ich am Rande der staubigen Chaussee Rad, damit man mir einen Sou zur Wagenhür hinauswarf. Im Winter lief ich barfuß im Schmutz und blies mir in meine erstarrten Hände. Durch meine Hosen blickten die Schenkel. Mit neun Jahren habe ich angefangen, mich durch meiner Hände Arbeit zu ernähren. Von Zeit zu Zeit leerte ich eine Tasche, stahl einen Mantel, mit zehn Jahren war ich ein ausgemachter Spitzbube. Dann habe ich immer mehr zugeleert und mit siebzehn Jahren war ich ein Meister in meinem Fach. Ich erbrach einen Laden, ich machte einen falschen Schlüssel. Ich wurde dabei ertappt. Da ich das gefehlige Alter hatte, schickte man mich ins Zuchthaus.“

Das ist wirklich kein Kinderspiel, man muß auf einer Britische schlafen, klares Wasser trinken, schwarzes Brot kauen, eine dumme Kugel hinter sich her schleppen, die zu gar nichts nützt. Dabei noch Stockschläge und Sonnengluth. Zudem wird man noch geschoren, und ich hatte so schöne kastanienbraune Haare! . . . Trotz alledem brummte ich meine Zeit ruhig ab. Fünfzehn Jahre, eine gehörige Portion! Ich war zweiunddreißig alt. Eines schönen Morgens gab man mir mein Marschbillet und sechsundsiebzehn Franken, die ich in meinen fünfzehn Jahren gespart hatte, wo ich sechsundsechzig Stunden täglich, dreißig Tage monatlich und zwölf Monate jährlich hatte arbeiten müssen. Aber ganz gleich, ich wollte ein ehrlicher Mensch mit meinen sechsundsiebzehn Franken werden, und ich trug edlere Gefühle unter meinen Lumpen als ein Abbé unter seiner Coutane. Aber der Teufel saß in dem Paf! Er war auf gelbem Papier ausgefertigt. In dem Pafse war ich als „Entlassener Sträfling“ bezeichnet. Ich mußte ihn überall zeigen, wo ich durchkam, und ihn alle acht Tage dem Maire des Dorfes vorweisen, wo ich gezwungen war, zu nächtigen. Eine schöne Empfehlung: ein Sträfling! Ich jagte damit Furcht ein, die Kleinen Kinder liefen davon, und man schloß die Thüren. Niemand wollte mir Arbeit geben. Ich verzehrte meine sechsundsiebzehn Franken. Aber ich wollte doch leben. Ich zeigte meine Arme, die zur Arbeit tüchtig waren, man schloß die Thüren. Ich wollte mich um einen Tagelohn von fünfzehn Sous verdingen, von zehn Sous, von fünf Sous. Nichts! Was thun? Eines Tages hatte ich Hunger. Ich stieß mit dem Ellenbogen die Ladenscheibe eines Bäckerladens ein, ergriff ein Brot, und der Bäcker ergriff mich. Ich konnte das Brot garnicht mal aufessen und wurde doch zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, mit drei Feuermalen auf der Schulter. — Ich werde sie Dir zeigen, wenn Du willst. — Die Strafe wegen Mißfalls. Ich wurde wieder nach Toulon zurückgebracht.

Da war ich wieder in Toulon, aber diesmal mit der grünen Mütze.

Ich wollte fliehen. Zu dem Zweck hatte ich nur drei Mauern zu durchbrechen und zwei Ketten zu durchschneiden. Als einziges Werkzeug hatte ich einen Nagel. Dennoch entkam ich. Man feuerte die Pärkanone ab. Wir Sträflinge haben viel Aehnlichkeit mit den römischen Kardinalen. Auch wir sind in Roth gekleidet und man feuert die Kanone ab, wenn wir — ausbrechen. Das Pulver war diesmal umsonst verknallt. Ich hatte keinen gelben Paf, aber auch kein Geld. Ich begegnete einigen Kameraden, die auch ihre Zeit abgegessen hatten, oder ausgebrochen waren. Ihr Führer schlug mir vor, mich ihnen anzuschließen; sie plünderten und mordeten auf den Landstraßen.

Ich schlug ein und fing an todzuschlagen, um zu leben. Bald war es ein Personen-, bald ein Postwagen, bald ein Oefenhändler zu Pferde. Wir nahmen das Geld, ließen das

Pferd oder den Wagen stehen, und verscharrten den Mann unter einem Baum, wobei wir nur Sorge trugen, daß die Füße nicht herausguckten. Dann tanzten wir auf dem Grabe, damit man nicht sehen sollte, daß die Erde frisch aufgeworfen war. Dabei wurde ich alt und grau, ich lag im Buschwerk im Hinterhalt, schlief unter freiem Himmel, wurde von Wald zu Wald gehetzt, aber war doch frei und unabhängig. Aber Alles hat mal ein Ende und so auch mein Gewerbe. Die Gendarmen nahmen uns in einer schönen Nacht beim Stragen. Meine Kameraden entkamen, nur ich, der Aelteste, bin unter den Krallen dieser Katzen mit den galonirten Hüten geblieben. Man schleppte mich hierher.

Ich hatte bereits alle Sprossen der Leiter bis auf eine erklimmt. Ob ich ein Taschentuch gestohlen oder einen Menschen getödtet, das war jetzt für mich gleich belastend. Wegen wiederholter Mißfälligkeit mußte ich bestraft werden. Mit meiner Person hatte nur noch der Henker zu thun. Mein Prozeß war kurz. — Wahrhaftig, ich fing an, alt zu werden und zwar zu nichts mehr nützlich. Mein Vater ist gehängt worden, und auf mich wartet die Guillotine. Da hast Du meine Geschichte, Kamerad.“

Ich war beim Zuhören starr geblieben. Er fing noch lauter an zu lachen als zuvor und wolle meine Hand ergreifen. Schauernd wich ich zurück.

„Na, mein Freund,“ sagte er, „Du siehst mir gar nicht tapfer aus. Werde nur nicht noch so feige vor Deinem Ende. Freilich, wenn man über den Größel marschieren muß, hat man wohl keine angenehme Empfindung. Aber das ist bald geschehen! Ich wollte, ich wäre dabei, um Dir den Purzelbaum vorzumachen. Wahrhaftig, ich würde meine Berufung schießen lassen, wenn man mich heute mit Dir köpfen wollte. Derselbe Priester könnte uns beide bedienen. Ich nehme, was Du übrig läßt. Du siehst, ich bin ein guter Kerl. Nun? Willst Du? Aus reiner Freundschaft!“

Er kam noch einen Schritt auf mich zu.

„Ich danke Ihnen,“ antwortete ich ihm und stieß ihn zurück.

Neues Gelächter über meine Antwort.

„Ach so, Ihr seid wohl ein Marquis? Er ist ein Marquis!“

Ich unterbrach ihn:

„Mein Freund, ich habe Sammlung nöthig. Lassen Sie mich in Ruhe.“

Der Ernst meiner Worte machte ihn mit einem Male nachdenklich. Er nickte mit seinem grauen, beinahe kahlen Kopfe. Dann kratzte er mit den Nägeln die haarige Brust, die nackt aus dem offenen Hemde herausstarrte.

„Ich weiß schon,“ murmelte er zwischen den Zähnen, „der Pfaffe.“

Dann nach einigen Minuten Stillschweigen.

„Na ja,“ sagte er fast furchtsam, „Sie sind ein Marquis. Allerhand Hochachtung! Aber Sie haben da einen schönen Rock, der Ihnen nicht viel mehr nützen wird! Der Henker wird ihn nehmen. Geben Sie ihn mir, ich werde ihn verkaufen, damit ich mir wieder Tabak kaufen kann.“

Ich zog meinen Rock aus und gab ihn ihm. Er schlug mit kindlicher Freude in die Hände. Als er mich im Hemde und vor Frost zitternd dastehen sah, sagte er:

„Sie frieren, ziehen Sie dies hier an. Es regnet, und Sie könnten naß werden. Auch muß man anständig auf dem Karren erscheinen.“

Er zog seine unförmige grauleinene Jacke aus und zog sie über meine Arme. Ich ließ ihn gewähren. Dann lehnte ich mich an die Wand. Ich vermag nicht, den Eindruck zu beschreiben, den dieser Mensch auf mich machte. Er untersuchte den Rock, den ich ihm geschenkt, nach allen Seiten und stieß in jedem Augenblick einen Freudenschrei darüber aus.

„Die Taschen sind noch ganz neu. Der Stragen nicht abgemüht. Ich werde wenigstens fünfzehn Franken dafür bekommen. Welches Glück! Tabak für meine letzten sechs Wochen!“

Die Thür ging wieder auf. Wir wurden beide abgeholt. Ich wurde nach dem Zimmer geführt, wo die Verurtheilten ihre letzte Stunde erwarten, und er wurde nach Bicêtre geschafft. Lachend trat er in die Mitte des Piquets, das ihn eskortiren sollte, und sagte zu den Gendarmen:

„Iren Sie sich nur ja nicht. Der Herr und ich, wir haben nur die Säule gewechselt. Halten Sie mich ja nicht für ihn. Zum Teufel! das würde mir jetzt garnicht passen, wo ich Geld zu Tabak habe!“

XXIV.

„Dieser alte Verbrecher! Er hat mir meinen Rock geraubt, denn ich habe ihn unfreiwillig hergegeben. Er hat mir diesen Dampfen zurückgelassen, seine plunderige Jacke. Wie sehe ich darin aus?“

„Ich habe ihm meinen Rock nicht aus Gleichgiltigkeit oder aus Barmherzigkeit abgetreten. Nein! Nur darum, weil er stärker war als ich. Wenn ich ihn abgewiesen hätte, würde er mich mit seinen groben Fäusten geschlagen haben.“

„Ich und Barmherzigkeit! Ich war voll von schlechten Gedanken. Ich hätte ihn mit meinen Händen erdrosseln mögen, den alten Räuber! Ihn mit meinen Füßen treten mögen!“

„Ich fühle, wie mein Herz vor Wuth und Bitterkeit schwillt. Ich glaube, daß mir die Galle übergelaufen ist. Der Tod macht den Menschen bössartig.“

XXV.

„Sie haben mich wieder in eine kleine Zelle geführt, wo nur die vier Wände zu sehen sind, viele Eisenstangen an den Fenstern und viele Riegel an der Thür. Das versteht sich schon von selbst.“

„Ich hat um einen Tisch und einen Stuhl. Außerdem um Schreibzeug. Alles wurde mir gebracht.“

„Dann ersuchte ich um ein Bett. Der Schließer sah mich mit erstauntem Blick an, als ob er fragen wollte: Wozu denn das?“

„Jedoch wurde mir in einer Ecke ein Feldbett aufgeschlagen. Gleichzeitig kam ein Gendarm und ließ sich in meinem sogenannten Zimner nieder. Haben sie Furcht, daß ich mich mit der Matratze ersticken könnte?“

(Fortsetzung folgt.)

**Sonntagsplauderei.**

„Er repräsentirte gut.“ Wenn man diese Worte so vielfach vernimmt, wie jetzt nach dem Tode Felix Faure's, so sagt man sich, es ist verdammt wenig, was von einstiger Herrlichkeit übrig blieb. Er gab als Präsident eine leidliche Dekoration ab. Wenn auch heutzutage beim Gang zum dekorativen Schein und Prunk in der Repräsentation für Viele mannigfache Geltung haben, es bleibt so wenig übrig, wenn man immer wieder hört: Er war im Grunde ein guter Mann und verstand es, auch äußerlich sich Würde zu geben.

Die französische Karikatur, an der sich der gallische Wit so gerne übt, hat die innere Schwäche dieser rein repräsentablen Künste denn auch bald herausgeführt, und der schöne Felix mit dem untadeligen Beinleid galt ihr in der letzten Zeit nicht viel mehr, wie etwa ein selbstgefälliger Handlungsreisender ohne eigenen Charakter, ohne besondere Physiognomie. Nicht die jetzige öffentliche Gestaltung in Frankreich allein hat das verschuldet: denn Felix Faure war der Mann nicht, der durch sich selbst stürmische Erbitterungen herankommt und ihnen trotzt. Es war, als wollte die Satire an Präsidenten-Sieger! all die übersehenden Thorheiten vergessen machen, mit denen die Eitelkeit sich vormals an denselben schönen Felix geklammert hatte.

Man braucht nur an die pathetisch vorgetragene Legende vom Gerbergesellen Felix Faure sich zu erinnern. Herr Faure war gewiß niemals thätiger Gerbergeselle. Aber es giebt einen prädelnden Gegenatz, wenn man den ehemaligen Gerbergesellen Arm in Arm mit dem mächtigen Russenzaren aufmarschieren läßt. Dabei soll der frühere Gerbergeselle auch nicht eine Eitelkeitsfehler begangen und sich so feierlich bewegt haben, als sei er alle seine Tage auf königlichen Bahnen gewandelt. Auch Frau Faure, die bescheidenen Bürgerliche, belam ihren gehäuftsten Antheil am Ruhm des Gatten. Statt einfach zu denken, es wird am Ende kein Gegenstand sein, die sogenannte Eitelkeit leidlich zu bewahren, hat gerade eine gewisse demokratische Eitelkeit, der man gewiß nicht bloß bei Franzosen begegnet, sich an dem Gedanken erquickt: „Seht, wie unser Felix mit Leuten umgeht, die „auf der Menschheit Höhen geboren sind“.“

Die selbstgefällige Schwäche verschloß, und in nichts verbiß sich der zähe Wit bei der öffentlichen Erscheinung Faure's so zähe, als gerade dazwischen, wo man vordem schwärmte. Faure wurde der Schönmann mit dem wohlfrisirten Wachsputzenlopf. Man höhnte über seinen Zylinderhut wie über den Faltenbug an seiner Hofe. Satiriker und Chronikenschreiber wurden unerschöpflich, wenn sie auf das Thema von Faure, dem „Elegant“, kamen. Es war wie verdoppelte Selbstverpöflung an der Schwärmerei, in der man zuvor im schönen Felix den Mann sah, von dem für Frankreichs Nachstellung eine neue Energie zu erwarten sei. Ein soldatischer Schönmann, Herr Boulanger trübten Angedenkens, hatte ähnliche Urtheilswandlungen zu erfahren.

Während ernste, schwere Sorgen an die französische Nation herantreten, kann man bei uns kammegiekehrte Spießbürger genug hören, die auf französische Ereignisse wie etwa auf irgend einen ulkigen Sport hinbliden. Ginge es nach ihnen, es würde ihnen je toller, je besser Spaß machen. Kaum war die Nachricht vom Tode des Präsidenten eingetroffen, und die Kammegiekehrerei ging stolt an. In einem Theil unerer wohlgeschätzten Bürgerschaft scheint die Empfindung hierfür völlig geschwunden zu sein, daß man in unserer Welt nicht isolirt leben könne und daß jede Aktion im Hause des Nachbarn im eigenen Haus zugleich fühlbar sei. Wenn es drunter und drüber ginge, so stellen sich diese Leuten das vor, dann könnte man mit ruhiger Schadenfreude so zuhören, wie man vielleicht zuhört, wenn im Nachbarsturz eine laute Familienzene sich ereignet. Wäre das nicht Stumpfheit, der sich der Tragweite gewisser Ereignisse nicht bewußt wird, man möchte über die prozenthafte Ueberhebung staunen, die in derselben Neuzerungen sich kundthut. Als ob fremdes Volksdasein uns nicht bekümmert, als ob es ein Spielball wäre, uns zur Ergötzlichkeit. Mit dem gefestigten Selbstvertrauen, das da austruft, „komme, was da wolle, ich bleibe aufrecht!“ hat dieses renommitische Selbstgenügen nichts zu schaffen.

Es ist nämlich, in öffentlichen Verhandlungen nicht selten daran erinnert zu werden, wie sehr dies Selbstvertrauen und die Wirklichkeit nicht übereinstimmen. Wäre das Selbstvertrauen stark vorhanden, warum dann all die Erregung über fremde Volksplitter im mächtvollen Deutschland? Müßte man dann Reichstags-Debatten haben, bei denen die Reichsvertreter feindlich sich entfernen und schweigen? Wie wären einzelne Urtheile, wie das erneute Geschrei der Stumm und Genossen zu erklären? Warum die Unruhe und Hestigkeit auf der Rechten im Parlament, wenn der bitteren Empfindungen von Hunderttausenden bitterer Ausdruck gegeben wird? Wären die Herrschaften ihrer Sache innerlich gewiß, sie würden doch im Kraftbewußtsein die Kritik besser vertragen und auch dem gehässigen Vorwurf gleichmüthiger begegnen. Statt dessen brant die Versammlung auf: Zur Ordnung! zur Ordnung! wenn irgend ein temperamentvoller Sprecher temperamentvoll an einem inneren Schaden im öffentlichen Dasein Zensur übt.

Der anklagende Zensur, das ist ganz was Anderes. Der kann nicht Nachsülle genug erhalten. Welche Gewissenslast ruht aber auf ihm! Wenn man erwägt, wofür er zu sorgen hat. Von den Marken Nordschleswigs an bis tief an die Elbe hin muß er darüber wachen, daß die Blätter sich keiner aufreizenden Sprache befleißigen. Welche Sittengefahr für Deutschland, wenn er in einem Kalender eine Novelle Maupassant's oder die Jügellosigkeit von Wigblättern durchschlüpfen ließe. Die deutschen Wigblätter von heute und zügellos!

Vielleicht hätte Maupassant's Studie Gnade vor dem Zensur gefunden, wenn es sich nicht um einen Arbeiterkalender gehandelt hätte. Dem Maupassant ist ein literarischer Name, und nur ein ganz schneidiger Säbeltrahler könnte anrufen: Mir ganz egal. Ist doch ein Schmierfink. Aber wie man Arbeiter, wenn sie sich bewegen, strenge züchtigt, so bewahrt man sie um so zärtlicher davor, daß ihr Sittenheil durch frivole Schriftsteller nicht gefährdet werde.

Der Abgeordnete Barth kam jüngst im Landtag auf die Theaterzensur und einzelne ihrer kostbarsten Stücklein aus den beiden letzten Jahren zu sprechen. Selbst der grimmig ernsthafte v. d. Mede fing leise zu schnünneln an, als im Parlament, wo man sich sonst mit solchen Lappalien, wie mit künstlerischer Freiheit abgiebt, Säckelchen zitiert wurden, über die man in aller Welt schon lachte. So, wenn der Zensur im Chyano von Bergerac so feinfühlig war, die Ruhe der Ehemänner durch leichtfertige gastogonische Skabetten nicht stören zu lassen. Nicht einmal erwähnt werden sollte es, daß Ehemänner bisweilen in ihrer Ruhe belästigt werden könnten. Oder daß nicht davon geredet werden dürfe, wie der kleine Tedel ein Mysterium erhält. Der Minister selbst fand, daß der Zensur da wohl gar zu säuberlich zu Werk gegangen sei; aber, wandte er sich triumphirend an Herrn Barth, widerführe Ihnen, als Zensur, nichts Menschliches? Herr Barth indessen hat vermuthlich nicht den geringsten Ehrgeiz, Zensur zu werden, wenngleich der Minister sich auf den Dntel Gottschall, den Hofrath in Leipzig beruft, der die Theaterzensur als Nothwendigkeit preist. Gottschall ist die richtige Autorität hierfür. Der Veraltete für die veraltete Einrichtung. Ihm scheint die Zensur freilich nichts. In seinen Werken ist kein Athem eines neuen Geistes zu verspüren. Worauf sollte der Zensur da Jagd machen? Auch ist Gottschall züchtig, wie es dem hohen Alter wohl ansteht. Zudem hat er mit der tumultuirenden Jugend Kerger genug gehabt. Sie wollte den Literaturpöpsel des „Leipziger Tageblattes“ durchaus nicht anerkennen. Nun sitzt Herr v. Gottschall da. Die schönsten Jamben-Dramen hat er mit epigonenhafter Geffissenheit geschrieben; nicht einmal die Hof-Theater kümmernten sich darum.

Wenn man dergestalt seinen Ruhm überlebt hat, so kann man sich der Anerkennung eines Ministers oder eines Banketts zu irgend einer Geburtstagsfeier um so mehr er freuen. So hat man denn in diesen Tagen zu Frankfurt den achtzigjährigen deutschen Reden, den Nachdichter der Ribelungen und Marinejoharmer von 1848 gefeiert. Auch seine Zeit ist um; auch er ist im Wesen epigonisch geblieben, trotz seiner Sprach- und Redekunst und trotz seiner optimistischen Gedankendichtung von Demurgos. Wo er, wie in seinen deutschen Lieben, gegen die moderne Entwidlung aus seiner Deutschthümelei heraus Redenschläge auszuthellen glaubte, da lädelten die Anderen, und von fern erblickten sie im Mienenspiel des aufgeregten, tapferen Jechters einen Schimmer von Donquixoterie. — Alpha.

## Kleines Revue.

ie. Ueber die Länge der schiffbaren Wasserstraßen im europäischen Rußland veröffentlicht die „Revue de Statistique“ eine genaue Zusammenstellung. Die Gesamtlänge der Flüsse und Kanäle beträgt danach in jenem Lande 108 154 Kilometer, wovon 73 923 Kilometer für Schiffe und der übrige Teil nur für Flosse fahrbar sind. Die Kanäle haben eine Gesamtlänge von 798 Kilometer, die kanalisierten Flüsse eine solche von 1017 Kilometer. Weinade die Hälfte der schiffbaren Wasserwege entfällt allein auf das Stromgebiet der Wolga. Die Zeitdauer für die Schifffahrt ist natürlich nach der geographischen Lage verschieden: für die Kiewa und den Ladoga über den Omega-See wird sie auf 158—220 Tage angegeben, für den Njemen auf 221—240 Tage, für die westliche Dwina auf 213 bis 244 Tage, für die nördliche Dwina auf nur 156—190 Tage. Während der letzten fünf Jahre sind vom Staate nahezu 120 Mill. Mark für Verbesserung der schiffbaren Wasserwege ausgegeben worden.

— Der amerikanische „Fleischmarkt“. Die großen amerikanischen Schlachthausfirmen Armour, Nelson, Morris, Swift und die Hammond Packing Co. haben den amerikanischen Fleischmarkt monopolisiert. Man bezeichnet diese Häuser häufig mit dem Namen „Der Fleischmarkt“, obwohl sie in keinem direkten Zusammenhang stehen. Aber sie vertragen sich, machen einander keine Konkurrenz und handeln in stillschweigendem Einverständnis. Sie stehen sich besser so. Wie sie den Fleischmarkt kontrollieren, beherrschen sie den Handel in Schlachtvieh. Sie bestimmen die Fleischpreise und diktiert den Viehzüchtern die Bedingungen. Sie beherrschen den Markt in frischem Fleisch, ebenso wie den Verkauf des Fleisches in Blechbüchsen; sie bestimmen den Rabatt, den die Wägen, welche sie benützen, ihnen für ihre Fleischtransporte zu bewilligen haben. Die amerikanische Fleischindustrie hat durch die Chicagoer Schlachthaus-Firmen eine vollständige Wandlung erfahren. Die Fleischer sind einfach Fleischhändler geworden, und von der atlantischen Küste bis zum Pacific gelten die Preise, die in Chicago gemacht werden. Händler, die sich diesem Chicagoer Monopol zu widersetzen wagten, wurden rasch erdrückt; durch ihre kolossalen Mittel, durch den rationellen Betrieb und durch systematische Ausnützung aller Abfälle können die großen Schlachthäuser ihr Fleisch billiger liefern, als die einzelnen Fleischhändler. Die genannten Häuser liefern das Fleisch für die meisten europäischen Armeen. Der englische Soldat im Kampfsfeldzuge, die japanesischen und chinesischen Krieger im letzten Kriege dieser Völker, die Vereinigte Staaten-Armee nicht minder, wie die spanische im letzten Kriege, der deutsche, französische und russische Soldat in den Kojernen essen vielfach, manchmal überwiegend, Fleisch aus Chicago. Im letzten Jahre betragen die Sendungen von Fleisch in Blechbüchsen von Chicago aus 928,027,722 Pfund und von frischem Fleisch 1,000,859,808 Pfd. Dazu kommen bei 15 Millionen Rinderviertel; über 2 1/2 Millionen Rinder kamen in dem genannten Jahre in Chicago an und wurden geschlachtet. Die Ziffern des jährlichen Geschäftsbetriebes dieser Häuser sind enorme; dieselben haben in den letzten fünf Jahren zwischen 600 und 800 Millionen geschwankt; das Gesamtgeschäft des letzten Jahres wird mit 1000 Mill. Dollars angegeben.

### Musik.

Aus der Woche. An der Frage, wie eine wahrhaft volkstümliche oder speziell eine den Bedürfnissen der Arbeiterklassen engeren Sinnes entsprechende Musikpflege anzulegen wäre, werden wir uns wohl noch lange die Zähne ansbeißen. Geschehen ist in dieser Hinsicht bisher blutwenig, in Berlin vielleicht am allerwenigsten. Der springende Punkt wird nicht etwa in der Wahl tendenziöser Lieder liegen, sondern darin, daß an die Stelle des Ungehors in unserem Musiktreiben Echtes, des Erstinsten Natürlichen, des Bernurteilens der Kunst durch freudartige oder einseitige Interessen das rein künstlerische, an Stelle virtuoser Hebertreibungen des Fachmäßigen eine Verständlichkeit für weite Kreise, zugleich aber auch an Stelle des Unverständnisses dieser eine vernünftige Kunstbildung, und — als ein Hauptmittel für all das — an Stelle des Durch-einandermischens vieler Verbiegungen eine größere Einheitlichkeit, sowie an Stelle des Herausreißen künstlerischer Leistungen aus dem sie tragenden Ganzen ein Zurückführen zu ihrem natürlichen Boden trete.

Herr Kapellmeister Carl Zimmer könnte mit seinen „Sinfonie-Konzerten“ im „Deutschen Hof“ wohl noch am ehesten auf diesem Wege sein; allein entweder sind ihm zu sehr die Hände gebunden, oder es ist auch ihm das Wesen einer Popularisierung der Tonkunst noch nicht aufgegangen, oder es ist beides der Fall. Seinen „Beethoven-Sinfonie-Zyklus“, der am 21. d. M. bei der 8. Sinfonie angelangt sein wird, hatten wir bereits (am 30. Oktober v. J.) mit Freunden begrüßt. Das Konzert vom 16. d. M., das wir probeweise anhörten, hatte kein besseres Programm als etwa die „populären Sinfonien“, das Orchester ist noch sehr — sagen wir: jung; der Dirigent könnte die Blechbläser mehr zurückhalten, brauchte den Mittelsatz des Presto in der 7. Sinfonie nicht so verschleppen, und dergleichen mehr; aber in seinem Dirigieren liegt viel Temperament, Bestimmtheit und Natürlichkeit. Und wer ist schuld daran, daß das vom Vorstand dieses Orchesters an den Magistrat gerichtete Witzgesuch um Einrichtung eines städtischen Orchesters — unseres Wissens — gar keinen Erfolg hatte? Wo bleibt und was ist die Antwort des Magistrats?

Einstweilen bieten für das oben angedeutete Ideal einer volkstümlichen Musikpflege noch den amnehmbarsten Ersatz, charakteristischer Weise, die allwöchentlichen unentgeltlichen Orgelkonzerte. Kenlich hörten wir eines von denen, die Mittwoch Mittags in der Marienkirche stattfinden. Die Seele dieser Konzerte ist Musikdirektor Otto Dienel; er war auch ansehnend die treibende Kraft für die Herstellung der dortigen, werthvollen Orgel. Was wir diesmal von seinen Gesangs- und Orgelkompositionen hörten, zeugte von einem feinstimmigen, sehr melodischen Schaffen, das von moderner Kompliziertheit ziemlich entfernt bleibt.

Nach dem Eingangs Gesagten kommt es für volkstümliche Wirkung der Kunst immer wieder mehr auf echte und reine Kunst als etwa auf die Gattung der Musik an. Es mußte nicht eben eine überfeinerte Luxusgesellschaft sein, die neulich in der Singalademie so lange tobte, bis der Cellist David Popper endlich seine dritte Zugabe losließ, eine Wiederholung seines „Spanischen Tanzes“. Seit Jahrzehnten nimmt er, vor allem, den Rang eines ausgezeichneten Musikers im engsten Sinne ein — wofür auch der wissenschaftliche Nachweis nicht fehlt — und gilt als der wohl bedeutendste Künstler auf dem Violoncell. Als seinen spezielsten Vorzug möchte ich seine Fähigkeit rühmen, mit dem geringsten Aufwand von Mitteln und mit einem unbedingten Absichten vor allen Nebeninteressen zu wirken. So liegt ihm nichts ferner, als das „Die Aufragen“; sein Ton ist das Keuzerste an Verbindung von Zartheit und Fülle. Auch seine Kompositionen, von denen ich allerdings nur erst zu kleineren zurecht kam, dürften über das Niveau von Virtuosenstücken hinausreichen.

Daß Herr Popper bald wiederkomme, wünschen wir insbesondere angefaßt des alltäglichen Durchschnitts unserer Konzertgeber. Unter den Klavierpielern dieser Woche hätte Sergius v. Barteneff, der die Fähigkeit des musikalischen Trägers — wenn wir so sagen dürfen — in ziemlichem Maß besitzt, obschon er hinwider durch das Bestreben, viel Klang hervorzubringen, manches vermischt, mehr Zulauf verdient. Daß Katie Goodson in Mozarts „Türkischem Marsch“ sieden blieb, war nicht eine jener „Schicksalstüden“, über die der Beurtheiler hinwegsehen soll, sondern vielmehr als eine „Strafe des Schicksals“ für ihr Herunterreißen dieser eine ganz andere Kunst erfordernden Pöce, das um so bedauerlicher war, als die Spielerin sonst auf guten Wegen ist.

Eine naturgemäßere Musikpflege steckt auch in dem eigens für die Vertretung eines modernen Komponisten arbeitenden „Hugo Wolf-Verein“ und in den Liedern seines Schüßlings. Wir hörten das dritte Abonnement-Konzert, mit lauter Kompositionen von Hugo Wolf, darunter mehreren bislang unbekannt. Auch in ihnen waltet Echtes und Natürliches; sie streben weniger als andere moderne nach Extra-Kunststücken, sind auch einigermaßen melodisch und bleiben doch immer bei der gegenwärtigen Hauptforderung an die Liederkunst: bei dem innigen Hineinmischen der Musik in den Geist des Textes (nicht in seinen Buchstaben). Herr Paul Müller als Klavierpieler und Fr. Gertha Ritter als Sängerin — die Tochter eines Meisters der musikalischen Kritik, von dem aus sie zu Hugo Wolf ein interessantes Verbindglied bildet — sind ansehnend die „Stützen“ des Vereins.

Die sympathische Altstimme von Therese Wehr bedarf nicht erst einer besonderen Rühmung. Der ebenfalls recht sympathische halbe Alt von Elly Schellenberg ist es werth, daß der Dame eine gründliche Verbesserung ihres Singens gewirkt werden kann. Wer sich über die typischen Verhältnisse in dieser Dingen orientieren will, wird von den zwei folgenden der „Drei gesungspädagogischen Vorträge“ von Schulze-Strelitz jedenfalls Gewinn haben.

82.

### Erziehung und Unterricht.

— Die für die Handelshochschule zu Leipzig vom sächsischen Ministerium des Innern erlassene Prüfungsordnung ist soeben veröffentlicht worden. Die wesentlichen Bestimmungen derselben sind folgende: Am Schlusse jedes Semesters werden von Ostern 1900 an unter dem Vorsitz eines Kommissars Prüfungen vor einer Prüfungskommission abgehalten. Die Prüfungen sind zweierlei Art: 1. für Kaufleute zur Erlangung eines Diploms, 2. für Handelslehramtskandidaten zum Nachweise der Lehrbefähigung an Handelsschulen. Beide Prüfungen sind öffentlich. Vorgeschriebene Prüfungsgegenstände sind für beide Prüfungen: höheres kaufmännisches Rechnen, Buchhaltung, deutsche Handelskorrespondenz und Kontorarbeiten, Volkswirtschaftslehre, Finanzwissenschaft, Grundzüge der Handelsgeschichte und Wirtschaftsgeographie, Handels- und Wechselrecht. Prüfungsgegenstände nach Wahl sind die anderen an der Handelshochschule gelehrten Fächer, z. B. Handelskorrespondenz in fremden Sprachen, Technologie u. s. w. Die Prüfung besteht aus schriftlichen Arbeiten unter Aufsicht und einer mündlichen Prüfung. Bei der Lehrprüfung kommt noch eine größere häusliche Arbeit und eine größere häusliche Probelektion an der öffentlichen Handelslehranstalt mit sich anschließender mündlicher Prüfung über didaktische und pädagogische Stoffe hinzu. Außerdem haben die Lehramtskandidaten nach der Art ihrer Vorbildung noch kleinere Prüfungen als Nachweis ihrer allgemeinen Bildung zu bestehen und müssen sich an den kaufmännischen Übungen der Handelshochschule betheiligen haben.

### Völkertunde.

— Erdenes Geschirr, ein Kopf und ein Dreifuß, von den Römern aus Algier, wurde von Dumont der anthropologischen

Gesellschaft zu Paris vorgelegt, das sowohl in Bezug auf die Zusammensetzung wie auf die Formen durchaus mit dem Geschirre der neolithischen Periode übereinstimmt. Dasselbe besteht nämlich aus einer oberen Schicht rothen Thones von 1/2—1 mm Dicke und einer inneren Schicht schwarzen Thones, in dem mit blohem Auge Kohlenstücke, Kies und Sandkörner sichtbar sind. Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man zu der Ansicht gelangen, daß die äußere Schicht die innere Schicht aus zwei verschiedenen Substanzen bestehe, das Gegenheil wird aber sofort bewiesen, wenn man ein Stückchen der schwarzen Substanz ausglüht. Dieselbe wird dann ebenso roth wie die äußere Schicht. Das Geschirre ist also nicht genügend stark gebrannt worden, um eine gleichmäßig rothe Farbe zu zeigen. Die Kohle, die in dem Thon enthalten ist, ist demselben nun nicht etwa bereits als Kohle zugesetzt worden, sondern im Zustande vegetabilischer Ueberreste, die während des Brandes zu Kohle wurden. Man ersieht dies daraus, daß die vegetabilischen Theilchen während des Brandes einen Theil ihres Umfangs eingebüßt haben, was wiederum der Grund für die große Porosität dieses irdenen Geschirres ist. Ein Stück dieser Kohlentheilchen von mehreren Millimetern Stärke ist von D. Vignier, Professor der Botanik in Caen, als von Tagusholz herrührend erkannt worden. Man weiß nun, daß, je reiner ein Thon ist, um so schwieriger ein Brennen desselben ist und daß ein um so längeres Trocknen demselben vorhergehen muß. Reine Thone sind aber für die Töpferei halbwildere Völker unbrauchbar, sie ziehen möglichst unreine Thone vor, die sie brennen können, ohne daß sie reißen. Solche Thone kommen in fumpfigen Gelände vor. Gleicher Art müssen nach Ansicht von Dumont auch die Thone gewesen sein, deren sich die Völker der neolithischen Zeit zur Herstellung ihrer Topfwaren bedienten, denn sie hatten weder Zeit noch Geduld noch die Gelegenheit, ein langwieriges Trocknen der angefertigten Geräthe dem Brennen voranzugehen zu lassen. —

**Gesundheitspflege.**

— Die Brennnessel als Heilmittel bei Blutarmuth (Anämie) empfiehlt nach eigenen Beobachtungen neuerdings ein schwedischer Arzt Dr. Hjalmar Agner. Die Brennnessel bildet von jeher in Schweden ein sehr beliebtes und allgemein verbreitetes Heilmittel gegen Blutarmuth. Angewandt wird hauptsächlich die gewöhnliche Brennnessel (*Urtica dioica*), aber auch eine Abart derselben, die *Urtica urens*, besitzt die gleichen Eigenschaften. Aus den am besten im Frühjahr gesammelten Wurzeln und Stengeln mit halbgeschlossenen Blättern wird in frischem Zustande eine Suppe, in getrocknetem ein Aufguß, eine Hand voll auf 1/2 Liter Wasser, bereitet und alle 1—2 Tage mehrere Tassen davon genommen. Agner selbst giebt an, daß er verschiedene Male unzweifelhafte Erfolge nach Anwendung der Brennnessel gesehen habe. Jedenfalls verdienen seine Beobachtungen Aufmerksamkeit, umso mehr, als das unschädliche Mittel demnach Jedermann zur Hand sein wird, und wegen seiner Unschädlichkeit eine Probe damit schon gewagt werden kann. —

**Aus dem Thierleben.**

u. Ausdauer eines Hundes. J. Theodor Vent erzählt bei der Schilderung einer kleinen Forschungsreise an dem Westufer des Nothen Meeres und dem Berg Erba folgende Episode: Hier verloren wir unseren kleinen Hund, der allenthalben mitgewandert war, und nach vergeblichem Suchen gaben wir es auf, das Thier wiederzufinden. Der kluge Hund war jedoch, wir wissen nicht, wie, auf seiner Fährte in fünf Tagen nach Mohammed Sol zurückgegangen, ohne Futter, mit sehr wenig Wasser, durch die Wüstenwege, auf den Wegen, auf denen wir gekommen waren, eine Entfernung von über 120 Meilen. Der Hund ging bei seiner Ankunft geraden Weges dem Hafendamm zu, schwamm zum Schiff und wurde von unseren arabischen Schiffsteuten mehr tot als lebendig an Bord gezogen. Nachdem er hier zwei Tage lang geruht und gefressen hatte, sprang das Thier wiederum ins Wasser und machte sich nach den Bergen auf, um nochmals drei Tage lang nach uns zu suchen. Als dies vergeblich war, lehrte es noch einmal um und besaß sich wieder zum Schiff, das er schließlich noch einen Tag vor unserer Ankunft daselbst erreichte, so daß er, als wir endlich dort anlangten, uns mit wildfremdigen Begrüßungen empfangen konnte. —

**Meteorologisches.**

— Das neue Observatorium auf dem Montblanc. Aus Genf wird berichtet: Nachdem J. Ballot, der Leiter der Wetterstation auf dem Montblanc, eine Zeit lang versucht hatte, durch eine alljährliche gründliche Aufräumung gegen die beständig wachsende Einschneidung des alten Observatoriums anzukämpfen, hat er sich nunmehr entschlossen, diesen Bau nach einer andern Stelle zu verlegen. Er hat als Baugrund einen in der Nähe gelegenen Felsen gewählt. Die Konstruktion ist mit Hilfe von Eisendraht, die sie in den Stand setzen, dem Wind zu widerstehen, in den Felsen eingelassen. Sie hat wie die alte doppelte Wandung und ist vollständig mit Kupferplatten bedeckt. Das neue Observatorium mißt 10 Meter Länge, 6 Meter Breite und 5 Meter Höhe. Rings herum läuft eine Gallerie von 1 Meter Breite; auf jeder Seite befindet sich ein Erdaufwurf, um die Beobachtungen in freier Luft zu ermöglichen. Die Instandsetzung des neuen Observatoriums erfordert den Transport einer verhältnißmäßig geringen Menge von Bau-

material: 115 Lasten, enthaltend 1310 kl Holz und 1219 kl Kupferplatten, die von 46 Trägern zu transportiren sind. —

(Zeff. Btg.)

**Technisches.**

— Milch in Pulverform. Nach der „Revue Intern.“ besteht ein neues Verfahren zur Darstellung kondensirter Milch in Pulverform, bei Anwendung einer niedrigen Temperatur zur Verhütung einer Fäulung der Albuminoide und Schmelzung der Fettkügelchen, im Nachstehenden: Zur Entfernung des Wassers läßt man die Milch gefrieren, wobei zur Isolirung der Eiskristalle die Masse bewegt, dann mittelst Zentrifuge die Milch abgetrennt wird. Dieser Vorgang wird wiederholt, bis das Produkt 80—95 pCt. feste Bestandtheile enthält. Man sterilisirt dasselbe durch erhebliche Temperatur-Erniedrigung, konzentriert dann die gefrorene Milch im luftleeren Raum bei einer Temperatur von 38 Grad. In den luftleeren Raum leitet man Kohlensäure zur Verhinderung der Oxydation und gießt die halbsteife Masse in Formen; die so erhaltenen Blöcke zerhackt man, trocknet dieselben bei 38 Grad in einer Kohlensäure-Atmosphäre, kühlt auf 0 Grad ab und pulvert bei dieser Temperatur. —

**Humoristisches.**

— Auf der Vicinalbahn. Reisender: „Warum geht denn die Stationsuhr um 2 Stunden zu spät?“ Stationsdiener: „Damit die Züge fahrplannmäßig abgehen!“ —  
 — Emancipirt. Radfahrerin (zu ihrer Freundin): „Denk' nur, Lene Müller will absolut nicht Radfahren lernen: sie sagt, ihr sei am wohlsten, wenn sie sich im Haushalt beschäftigen könnte!“  
 — Freundin: „Ach Gott, die verdrehte Person war ja immer schon so emancipirt.“ —  
 — Wie die Alten sungen zc. Schauspieler (zu seinem Sohn): „Sei heute recht brav, Siegfried, dann bekommst Du von mir morgen drei gute Bonbons!“  
 — Junge: „Bist Du mir nicht einen davon als Voranschuß geben, Papa?“ —

**Notizen.**

— Die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde hat am 12. Februar eine Aufführung schlesischer Weihnachtsspiele in möglichst getreuer, den volksthümlichen Charakter wahrender Wiedergabe veranstaltet. —  
 — Die zweite Ausstellung des Verbandes deutscher Illustratoren wird im Anschluß an die Große Berliner Kunstausstellung vom 7. Mai bis 17. September stattfinden. Die Bedingungen sind im Allgemeinen dieselben wie im Vorjahre; jedoch ist das Gesamtergebnis der Auswahl der Jurie der Großen Kunstausstellung zu unterbreiten. —  
 — Der Verein bildender Künstler Dresdens (Sezeßion) hat der Berliner Sezeßion den Beschluß mitgetheilt, daß er im Einvernehmen mit ihr die diesjährige große Kunstausstellung in Berlin nicht beschiden werde. —  
 — Die Frühjahrs-Ausstellung des Vereins bildender Künstler Münchens „Sezeßion“ ist am 15. Februar eröffnet worden. —  
 — Es scheint, daß die Ueberfiedelung der drei bedeutendsten Karlsruher Maler Graf Kalareich, Pögelberger und Grethe nach Stuttgart in der Absicht vorgenommen ist, die Führerrolle, die Karlsruhe bisher im Kunstleben Süddeutschlands gespielt hat, auf die schwäbische Hauptstadt zu übertragen. Nahezu drei Viertel aller Studierenden in Karlsruhe sollen die Absicht haben, ihren Lehrern nach Stuttgart zu folgen. —  
 — Ein internationaler Kongreß für den kommerziellen Unterricht wird vom 4. bis 8. Mai d. J. in Venedig tagen. —  
 ar. Die Berliner Physikalische Gesellschaft hat sich zu einer allgemeinen deutschen erweitert. Eins der größten Verdienste, das sich die 1845 begründete Gesellschaft erworben, ist die Herausgabe der „Fortsschritte der Physik“, die gegenwärtig von den Professoren Börnstein und Ahmann redigirt werden. —  
 — Der Oberst a. D. Heinrich Hartl ist zum ordentlichen Professor der Geodäsie an der Wiener Universität ernannt worden. Er war bis zum vorigen Jahre Leiter der geodätischen Gruppe des österreichischen militär-geographischen Instituts, welcher auch die Triangulirungs- und Nivellements-Abtheilungen unterstehen. —  
 — Der bekannte Chef-Ingenieur und Elektriker W. S. Preece am Londoner Postamt tritt, nachdem er am 15. Februar 65 Jahre alt geworden, von seinem Posten zurück. —  
 — Die Bürger von Glasgow, ohne Unterschied der Partei, haben auf einer großen Versammlung beschloffen, Gladstone ein Denkmal zu errichten. Schon auf dem Meeting wurden 20 000 Mark gesammelt. —